

Integrative Gemeindearbeit

Bilanz aus der Sicht eines Pfarrers

Gerhard Borné

| Anstöße, Motivation, Anfänge

Als ich zum ersten Male gefragt wurde, ob ich in einem Konfirmandenunterricht für Jugendliche vor allem mit geistigen Behinderungen mitwirken würde, lehnte ich ab. Die fragende Person jedoch, Katechetin an einer Sonderschule, ließ nicht locker. Eine weitere Frau, engagiertes Mitglied meiner ersten Gemeinde, fragte mich ebenfalls immer wieder. Schließlich sagte ich zu. Es war der Reiz des Neuen, der mich dazu brachte. Außerdem hatten mich die langen Jahre des Theologiestudiums und die sich anschließende fünfjährige Assistentenzeit schon »hungrig« gemacht, einmal auf elementare Weise zu lehren, worauf es beim christlichen Glauben ankommt. Was »Evangelium« bedeutet, müsste doch auch bei Menschen mit geistiger Behinderung erfahrbar sein.

Zu dieser Zeit war unsere Tochter schon geboren und hatte uns am Beginn ihres Lebens einen Schock versetzt: Sie war zu früh gekommen und musste erst einmal sechs Wochen im Brutkasten liegen. Man hatte uns darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Start bleibende Schäden bei ihr hinterlassen könnte. Und sie hatte lange Zeit auffällige Gleichgewichtsstörungen, Krämpfe und Ängste. Eine Bekannte machte mir Mut, dies doch als eine Aufgabe zu akzeptieren, mich um Menschen mit Behinderungen zu kümmern. Also starteten wir. Es waren 20 Jugendliche aus einem Heim für Kinder und Jugendliche mit Mehrfachschädigungen. Der Pfarrer unserer Gemeinde hatte bereits einen Konferjahrgang betreut, hatte aber gerade die Stelle gewechselt. Als neuer Pfarrer im Hilfsdienst übernahm ich die Fortsetzung. Zu unserem Team kamen zwei Schülerinnen hinzu. Es stellte sich bald heraus, dass das Zusammenkommen gerade mit diesen »behinderten Jugendlichen« besonders fröhlich und abwechslungsreich war. Unsere Fantasie war ständig gefordert, den Lernstoff auf vielerlei Ebenen und mit verschiedenen Materialien zu behandeln. Was mir zunächst Angst gemacht hatte, bereitete mir unverhoffte Freude.

| Kreispfarrer für Behinderte

Ein weites Feld an vielfältigen Tätigkeiten tat sich damit auf: KU vor allem für Jugendliche mit geistiger Behinderung durchführen, Seelsorge für ihre Eltern anbieten, Verbindungen herstellen zwischen Einrichtungen für Behinderte im Stadtbezirk zu unserer Gemeinde und zum Kirchenkreis, in Gottesdiensten und Predigten Fragen der Behinderung biblisch-theologisch behandeln, Öffentlichkeitsarbeit zu anderen Themen der Behinderung entwickeln.

1979 war das »Jahr der Behinderten«. Die Anliegen, aber auch die Stärken von Menschen mit Behinderungen wurden auf einmal öffentlich wahrgenommen. Da kam die Idee auf, eine ganze Pfarrstelle unseres Kirchenkreises diesen Aufgaben zu widmen. Die Wahl fiel auf mich. Wir hatten damals sogar die Hoffnung, dass auch in anderen Kirchenkreisen Pfarrer mit einem solchen Schwerpunkt betraut werden würden. Das geschah leider nicht. Zunächst erschienen mir sechs Jahre für die Stelle sehr lang, länger, als ich es wahrscheinlich durchführen könnte. Aber es kam anders.

»Normalen« Konfirmandenunterricht hatte ich von Anfang an auch durchzuführen. Gemeinsame Freizeiten und Begegnungen mit den behinderten Jugendlichen legten sich nahe. Und das ging zu meiner Überraschung ebenfalls gut. Die öffentlichen Abende in unserem Gemeindezentrum fanden zu dieser Zeit des Neubeginns sehr großen Zuspruch. Wir behandelten Themen wie Sexualität, Wohnen, Arbeiten, Freizeitgestaltung. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Abende kamen zum Teil aus der ganzen Stadt, von vielen Einrichtungen, Vereinen und Initiativen, sogar Vertreter des Berliner Senats waren dabei. Die Adressenkartei wurde immer größer. Ich sah mich unversehens in der Rolle eines Volkshochschulleiters. Es wurde mir neben den anderen Aufgaben zu viel. Die Treffen wurden dann seltener. Ich sah meine Aufgabe eher darin, Haupt- und Ehrenamtliche, die in der Behindertenarbeit unseres Kirchenkreises tätig waren, monatlich zusammenzurufen.

Und der »Öko-Garten-für-Behinderte-und-Nichtbehinderte«! Als der alte Gärtner im Garten des Bezirksamts neben dem Gemeindezentrum aufhörte, entstand die Frage, ob hier ein »Garten ohne Gift« entstehen, den die Gemeinde vielfältig nutzen könnte, vor allem für ökologische Demonstrationen und als Ort der Begegnung zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen. Außerdem existierte bei uns bereits eine Umweltgruppe, die ich zusammen mit einem Biologielehrer leitete. Die ersten Jahre waren die Sonnabende bei vielen Großen und Kleinen aus der näheren und weiteren Umgebung, Behinderten und Nichtbehinderten, sehr beliebt. Es wurde gemeinsam gegärtnert, gespielt und gefeiert. Höhepunkte waren die Erntedankfeste. Sie sind es bis heute geblieben.

Ein besonderer Tag im Garten war ein Eröffnungsgottesdienst vor allem für Geistigbehinderte und ihre Angehörigen sowie andere Veranstaltungen im Garten und Gemeindezentrum anlässlich des Deutschen Evangelischen Kirchentages 1989.

Mein Lernprozess im Punkt Vorurteile

Es wirkte zumindest unbewusst noch lange bei mir die Vorstellung, dass »theoretische« Arbeit wichtiger ist als »praktische« und dass die Arbeit mit Studenten wichtiger als mit behinderten, insbesondere mit geistig behinderten Kindern und Jugendlichen. Heute sehe ich, dass gerade der Konfirmandenunterricht mit diesen Jugendlichen von mir ganz neues Nachdenken erforderte.

Ich habe in diesen ersten Jahren der Behindertenarbeit meist spätabends meine Träume und meine ersten Aha-Erlebnisse im Umgang mit behinderten Personen aufgeschrieben (Borné 1985). Der Titel »Behinderte Gesellschaft« hieß für mich auch, dass nicht nur die im engeren Sinne als behindert definierten Menschen behindert sind, sondern dass es viele Arten von Behinderungen gibt. Spätestens aufgrund solcher Überlegungen merkte ich auch, dass die Beschäftigung mit dem Thema Behinderung ein in vieler Hinsicht gesellschaftliches und geistiges Problem darstellt. Ich musste also gar nicht fürchten, mit meinem Kopf zu kurz zu kommen.

Die Begegnungen vor allem mit Kindern und Jugendlichen mit geistiger Behinderung im Konfirmandenunterricht, bei Fahrten und bei Festen, in Gottesdiensten, im Öko-Garten, im Freizeitklub waren meist lustiger, origineller, schwieriger, persönlicher, ungewöhnlicher als mit anderen Menschen. Ich sehe die »Behinderten« viel mehr als andere noch heute vor meinen Augen und weiß ihre Namen eher noch als die von »nichtbehinderten« Jugendlichen, mit denen ich ja auch parallel arbeitete. Die »Behinderten« waren gleichzeitig sowohl mehr »Sorgenkinder« als auch mehr »Freudenkinder«.

Ich gebe eine Tagebuchaufzeichnung zu einem »Sonnabend im Öko-Garten« wieder:

»Wir helfen Karlheinz«, rufen die Kinder aufgeregt und rennen mit ihren Sauzähnen (gebogenen harkenähnlichen Geräten) im Öko-Garten um die Ecke. Karlheinz ist ein stark lernbehinderter junger Erwachsener, der regelmäßig den weiten Weg aus der Innenstadt mit dem Fahrrad und der U-Bahn zurücklegt, um zu uns an den Stadtrand zu kommen. Er stemmt den langen Sonnabendnachmittag hindurch mit Brecheisen und Hammer schwere Pflastersteine aus dem Boden. Früher war hier der Parkplatz für Hochzeitskutschen. Aber die waren seltener geworden. Hier sollte jetzt eine Wiese mit Wild- und Heilkräutern entstehen. Zwischendurch spielt Karlheinz mit den Kindern Fangen. Ein Nachmittag wie dieser ist auch für mich lohnend. Eigentlich fühle ich mich wegen der morgigen Predigt bedrängt. Ich habe erst eine Seite davon geschrieben. Immer wieder klopft irgendwer an mein Fenster des Pfarrbüros im Gemeindezentrum – meist eines der Kinder, die etwas zum Trinken wollen oder fragen, wann es endlich die versprochenen Waffeln zum Tee gibt. Oder es kommt jemand und will etwas loswerden, auch Kummer. Aber so habe ich's ja gewollt – eine solche Art der Behindertenarbeit. Kinder, Jugendliche und Erwachsene kommen teilweise von weit her zum Garten, um hier für einige Stunden allein oder zusammen mit anderen etwas zu tun. Aber es sind manchmal nur wenige. Es ist so anders, was hier

geschieht, so anders als das, was normalerweise sonnabends in der Umgebung und in einer Gemeinde getan wird. Hinterher reden wir miteinander bei Tee, Saft, Waffeln um einen großen runden Tisch herum. (...) Lohnt sich all diese Mühe? So frage ich mich um Mitternacht am Schreibtisch« (ebd. 1985, 109f.).

Ich habe mich in dieser Zeit ziemlich verändert. Einmal beobachtete ich dies: »Meine Frau im Gespräch mit einer Nachbarin, die großen Kummer wegen ihres Partners hat. Dieser möchte Professor werden. Er arbeitet Tag und Nacht und hat für die Familie keine Zeit, trägt sich mit Selbstmordgedanken. Meine Frau sagt zu dieser Nachbarin, ich sei durch die Behinderten menschlicher geworden. Das ist schon merkwürdig. Am Anfang meiner Arbeit habe ich oft gehört, das sei doch nichts Richtiges für mich. Ich hätte etwas Besseres zu tun. Jetzt höre ich dies.

Es stimmt, dass ein Lernprozess bei mir stattgefunden hat. War ich nicht vor allem ein Kopfmensch? Waren mir nicht Bücher (fast) wichtiger als Menschen? War nicht jede Stunde fast vertan, in der nicht an einem theoretischen Problem gearbeitet wurde? Selbstverwirklichung durch Denken, cogito ergo sum, ich denke, also bin ich, wie es bei Descartes heißt und zum Leitmotiv für die Moderne wurde. Aber in welche Unglücke hat nicht dieses Denken geführt, das so viel anderes ausschloss: den Körper, die Natur, Gefühl, Frauen, Kinder, Behinderte, Kranke (...) Reinheit der Wissenschaft als höchstes Ideal. Mit dem Denken Gott am nächsten kommen. Wenn Denken nicht mehr das Höchste ist, dann sind die geistig Behinderten auch nicht mehr ganz unten auf der sozialen Wertskala.

Vielleicht ist das gemeint, wenn gesagt wird: »menschlicher werden durch (in meinem Falle vor allem geistig) Behinderte«. Denn das bedeutet ja, sich konkret auf diejenigen Menschen mehr einzulassen, die nicht hauptsächlich über den Intellekt kommunizieren. Das bedeutet, sie für gleich wichtig anzusehen wie andere. Das bedeutet auch, andere Weisen der Kommunikation zu entdecken und zu fördern: das Spiel, die Pantomime, den Tanz, die Musik, das Füreinander-Dasein als solches. Menschlicher werden durch Behinderte bedeutet auch, die eigenen Behinderungen deutlicher zu erkennen, mehr anzunehmen. Mir ist klar: Indem ich dies erkenne, praktiziere ich weiterhin – und besser – eine Art Selbstverwirklichung im Denken. Doch es ist alles anders geworden« (ebd., 135f.).

| Theologisches Umdenken

Ich musste und durfte also einiges lernen: zunächst in religionspädagogischer Hinsicht, dann in gesellschaftskritischer, schließlich in theologischer Hinsicht (Borné 1992, 6f.). Ich habe nach einer Weile angefangen, immer wieder über die Heilungsgeschichten der Bibel zu predigen. Meine Begegnungen mit behinderten Menschen haben mich immer stärker zu den Evangelien des Neuen Testaments geführt. Da der Konfirmandenunterricht mit

geistig- und lernbehinderten Jugendlichen nicht primär auf der sprachlich-kognitiven Ebene ablaufen kann, haben meine MitarbeiterInnen und ich – vielleicht gerade dadurch besser »begriffen«, z.T. »Hand in Hand« und mit mehr Sinnen als sonst üblich, inwiefern uns in diesen Evangeliumsberichten »Evangelium«, eine frohe und befreiende Botschaft begegnet – eben nicht nur eine verbale Botschaft.

Diese Art der Lektüre führte mich zu der weiteren Entdeckung, wie sehr behinderte und kranke Menschen um Jesus herum zu finden sind: »Es kam eine große Volksmenge zu ihm, die hatten Lahme, Krüppel, Blinde, Stumme und viele andere bei sich und legten sie zu seinen Füßen nieder. Und er heilte sie« (Mt 15,30). Ähnliches vermerken die Evangelien immer wieder. Das Auftreten Jesu wird sehr häufig im Zusammenhang mit Kranken und Behinderten beschrieben. Die Sache, die Jesus verkörpert, wird offenbar gerade in der Begegnung mit Kranken und Behinderten erfahren. Wie sehr beides zusammengehört: Evangelium Jesu und leibseelische Heilung/Befreiung von Menschen, und heute noch zusammengehören müsste, wenn es wirklich zur Geltung käme, das war mir während meiner langjährigen exegetischen, kirchengeschichtlichen und systematisch-theologischen Studien nicht recht klar geworden. Es gab auch keine theologischen Lehrer, die uns das beigebracht hätten – im wissenschaftlich-akademischen Rahmen war es auch kaum möglich. Erst die reale Begegnung mit Menschen mit Behinderungen öffnete mir die Augen.

Heilung muss ja nicht unbedingt immer körperlich verstanden und erlebt werden. Heilung kann ja auch sein, Grenzen zu akzeptieren und das Beste daraus zu machen. Auf jeden Fall müssten behinderte und kranke Menschen gerade im Zentrum des Interesses von Gemeinde, Kirche und Theologie stehen. Von daher ergaben sich für mich immer wieder viele Anfragen an konkrete Gemeinden und die Stadt, in der ich lebe: Wie »behindertengerecht« sind unsere Orte wirklich?

| »Miteinander aushalten« – Integrativer Konfirmandenunterricht

Ab 1990 habe ich nur noch integrativen KU durchgeführt, von Anfang an, und nicht nur wie zuvor bei Freizeiten und bei besonderen Begegnungen. Ich brauchte also fast 13 Jahre, um das zu ändern. Doch es ging. Jede Stunde musste noch genauer geplant werden, und ein gutes Team war nötig. Bis heute habe ich in wechselnder Zusammensetzung solche »gemischten« Gruppen betreut. Inzwischen habe ich meist viel mehr nichtbehinderte als behinderte Jugendliche. Früher war es eher umgekehrt. Auch wenn die Gefahr besteht, dass die einzelnen Jugendlichen mit einer geistigen Behinderung »nur« dabei sind, mit zu geringer persönlicher Förderung, ist dies in sozialer Hinsicht gut, auch für die »Normalen«.

Über den integrativen Konfer-Kurs, der von 1992 bis 1994 stattfand, möchte ich exemplarisch berichten (s. Borné 1998). Die Gruppe bestand aus 20

Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Zwei von ihnen waren autistisch sowie 9 mehr oder minder stark lernbehinderte Jugendliche aus zwei Heimen. Die »normalen« Jugendlichen kamen aus der Gemeinde, in der ich immer noch Pfarrer bin. Es handelte sich dabei um GymnasiastInnen und RealschülerInnen.

Dies war unser Team: eine Ärztin, die beruflich gerade pausierte, eine Hausfrau und Mutter aus der Gemeinde, ein Pädagogik- und Deutsch-Student aus Russland, der im Rahmen eines ökumenischen Programms in Deutschland war, zeitweise ein Erzieher und Musiklehrer für Gitarre, eine Pädagogin und Germanistin, noch aus der Gründungszeit des Öko-Gartens in meiner früheren Gemeinde. Ich hatte fast immer großes Glück mit meinen KU-BegleiterInnen. Es war meist nicht so schwierig, SchülerInnen, StudentInnen, ältere Erwachsene zu gewinnen. Diese Kontakte kamen manchmal zufällig zustande, indem ich Leute ansprach: »Hast du nicht Lust mitzumachen?« Oder es kamen Interessierte zu dieser Arbeit, weil sie davon gehört oder darüber gelesen hatten.

Solch integrativer Konfirmandenunterricht verläuft bei uns meist in *drei Phasen*: 1. Begrüßung und Gemeinsames Singen, Ankündigen des Themas. 2. In mehreren Gruppen Weiterarbeit, wobei die TeilnehmerInnen nicht immer in Geistig-, Lern-, oder »Nicht«- (wir sagen: »Normal«-)behinderte eingeteilt werden, sondern auch je nach Neigung und gemischt zustande kommen. Alle, die gerne malen, kneten, Musik machen ... wollen, kommen zusammen. 3. Gemeinsamer Abschluss ggf. mit Zeigen des Erarbeiteten, mit Lied, mit Absprachen für Weiteres.

Teil des Konfirmandenunterrichts sind *zwei Wochenendfreizeiten*. Dazu steht im Tagebuch eine Notiz: »In Storkow über Pfingsten. Bei der Verabschiedung sagte Simone, die Begleiterin von Anja, zu einigen Jugendlichen: ›Dieses Mal war es doch anders als auf unsrer ersten Freizeit. Ihr habt euch viel mehr um Anja gekümmert. Ich war mit ihr nicht so allein gelassen wie das erste Mal.‹ Es stimmt: Anja wurde viel mehr als zuvor beachtet. Zuletzt malten einige mit ihr. Oder sie halfen ihr beim Essen und ließen sich beschmusen. Das tut Anja immer ausgiebig, drückt einem fast den Hals zusammen. Hat sie denn ein solches Nachholbedürfnis? Oder ist das eins der wenigen Dinge, die sie kann? ›Wir sollten noch eine Woche verreisen,‹ meinte einer der Jugendlichen, ›ja,‹ meinten alle bei der Verabschiedung – auch das ein gutes Zeichen für den Sinn eines solchen Unternehmens. (...)

Es war Pfingsten. Einer der kirchlichen Texte für den Gottesdienst an diesem Sonntag ist die Geschichte vom Turmbau zu Babel (Genesis 11). ›Was sind heute solche Türme, die zum Himmel reichen – und warum geht das nicht gut?‹ Antworten wurden auf einer langen Packpapierrolle gegeben: die vielen neuen Straßen und Autos – bei uns oder z.B. durch den brasilianischen Urwald, oder durch Alaska, die vielen Hochhäuser und immer noch die AKWs. Oder jemand hatte sich mit dem Wettrüsten auf der ganzen Welt beschäftigt. Ein Lernbehinderter schrieb: ›Die Menschen haben Angst vor Krieg‹ (mit einem »i) und malte in Schwarz einen Panzer dazu. Jemand stapelte Autos übereinander – ein neuer Turmbau zu Babel – dazwischen aber Blumen!

Wir haben auch gezeichnet und gemalt: »Was begeistert mich?« Um den Geist geht es an Pfingsten! Was ist ein guter Geist? Und sie wurden zu Papier gebracht: die »netten Menschen«, (und) Schmetterlinge, Hasen, Wale, Bäume, Blumen und andere Pflanzen – und love, l'amour. Ich denke, den jungen Leuten hat's gefallen, in diesen Tagen nicht nur über diesen Geist nachzudenken, sondern ihn auch zu spüren – z.B. darin, dass Stephan und Anna, zwei Konfirmanden, so offen ihre gegenseitige Zuneigung bekundeten. Ich finde das wunderbar. Zu meiner Zeit hat es das nicht gegeben. Es wurde natürlich auch der eigentliche Pfingsttext an dem Wochenende verlesen – der von der Ausgießung des Heiligen Geistes in der Apostelgeschichte (Apg 2). Ich sagte dazu: Das war wohl ähnlich, wie wenn die Menschen ganz verschiedener Herkunft und trotz verschiedener Sprachen sich auf einer anderen Ebene miteinander verständigen – durch Musik, über Körpersprache, einfach so – als Menschen« (Borné 1998, 60).

Es hat mich damals sehr gefreut, dass in einem Radio-Interview einige der GymnasiastInnen, die an diesem Kurs teilgenommen haben, sich durchweg positiv darüber geäußert haben. Einige Stimmen seien hier wiedergegeben (ebd., 131):

- »Es war manchmal ein ziemliches Durcheinander. Aber das war, denke ich, auch gut. Und das haben wir immer wieder in den Griff gekriegt. Am Anfang war das so, da war fast kein Kontakt innerhalb der Gruppe. Aber ich denke, so am Ende im Rückblick ist es wirklich gut. Es ist jetzt eine Gruppe geworden, und wir können alle miteinander umgehen. Wenn wir intellektuell was gemacht haben, dann sind wir immer hier in den Nebenraum gegangen und haben in einer kleinen Gruppe etwas besprochen, während die anderen zu den Themen z. B. etwas gemalt haben.
- Ich wollt' einfach auch den Umgang mit Behinderten lernen, dass man sich lockerer verhält und nicht Angst vor denen hat oder irgendwie sie ausgrenzt.
- Sie zeigen ihre Emotionen sehr stark. Wir hatten Sachen, da war irgendeine Erinnerung an etwas Trauriges, und dann brach das große Geheule los. Aber dann wurde von allen Seiten getröstet und halt gezeigt, dass man nicht ganz alleine ist.
- Ich denke, mir hat das mehr gebracht als in einer normalen Konfergruppe, nicht unbedingt im Umgang mit der Bibel und irgendwelchen Glaubenssätzen, aber im Umgang mit Menschen.
- Es ist eben die praktische Ausführung von der Bibel, mit anderen Leuten umgehen zu können und nicht nur darüber zu lesen und zu diskutieren.«

| Behindertenarbeit nur als Hobby?

Im Jahr 1992 wurde meine Kreisfarrstelle aus finanziellen Gründen aufgehoben, obwohl in Visitationen und vielen Zeitungsartikeln diese Arbeit immer wieder als Modell dargestellt wurde. In der Berlin-Brandenburgischen

Kirche gab es im Zuge der Wiedervereinigung des »reichereren« mit dem »ärmeren« Teil unserer Landeskirche auch in anderen wichtigen Bereichen drastische Kürzungen, vor allem bei übergemeindlichen Stellen. Ich musste deshalb in eine andere Gemeinde unseres Kirchenkreises wechseln und übernahm eine halbe Pfarrstelle dort. Der Kirchenkreis beteiligte sich weiterhin mit 50 % für Behindertenarbeit. Ich war zunächst optimistisch, dass ich beides ganz gut miteinander würde verbinden können, Gemeindegarbeit und Arbeit im Kirchenkreis, »normale« Arbeit und Arbeit mit Behinderten. Das wurde viel schwieriger, als ich dachte.

Es kam dann nochmals zu einer Kürzung. Seit 1998 beteiligt sich der Kirchenkreis nur noch mit 25 % an der Finanzierung der Behindertenarbeit. Da die Gemeinde den Rest nicht aufbrachte, musste ich zusätzlich Religionsunterricht erteilen, der in Berlin vom Staat subventioniert ist und daher für die Gemeinde Einkünfte erbringt. Für uns Berliner PfarrerInnen ist das bisher nicht üblich gewesen, und die Gemeindeerwartungen lassen kaum Raum dafür.

Für meine integrative Arbeit ist über die Jahre immer weniger an Zeit übrig geblieben. Ich konnte reduziert lediglich den integrativen Konfirmandenunterricht fortsetzen und das Projekt Öko-Garten leitend begleiten, sowie Seelsorgearbeit an Eltern von Kindern mit geistigen und Mehrfachbehinderungen tun.

| Wie geht es weiter?

Im Herbst feiern wir erst einmal wieder das Erntedankfest im Öko-Garten und wohl wieder mit Gästen von einer Wohn- und Werkstätte im Wendland. Die dort wohnen und arbeiten, sind z. T. TeilnehmerInnen an meinem ersten Konfirmandenunterricht für geistig behinderte Jugendliche vor 24 Jahren! – Bis jetzt habe ich noch keinen Pfarrkollegen gefunden, der im Rahmen des Konfirmandenunterrichts Jugendliche mit geistigen und Mehrfachbehinderungen dabei haben möchte. Man traut es sich nicht zu, da man keine spezielle Ausbildung dafür habe. Wie ich das kenne! Aber ich habe noch nicht aufgegeben anzuklopfen, so wie es damals ebenfalls Menschen gab, die meine anfängliche Angst und mein »Nein« überwandern.

In meiner jetzigen Gemeinde existiert weiterhin ein großer Freizeitklub vor allem für geistig behinderte Jugendliche und Erwachsene, der von vielen ehrenamtlichen MitarbeiterInnen unter der Leitung einer Sozialarbeiterin/ Sozialpädagogin durchgeführt wird. Mit ihr habe ich in den letzten Jahren auch die Bibelwochen für Eltern von Kindern mit Behinderungen im Bonhoeffer-Haus Berlin-Mitte durchgeführt. Ebenfalls besteht in unserer Gemeinde der »Mittwochsclub«, ein kleinerer Kreis für Jugendliche mit Lernbehinderungen, der von einer meiner ehemaligen Mitarbeiterinnen im integrativen Konfirmandenunterricht organisiert wird.

Im kommenden Jahr werde ich in den vorzeitigen Ruhestand gehen. Das ist ein Stück Kapitulation vor den immer ungünstiger gewordenen Strukturen

meiner »kombinierten« Stelle. Meine Pfarrstelle, sie ist die dritte in unserer Gemeinde, wird nicht mehr besetzt werden. Trotzdem: »Hat es sich gelohnt?« Ja! Und lohnt sich noch immer!

Literatur

BORNÉ, GERHARD, Behinderte Gesellschaft – Tagebuch eines Seelsorgers, München 1985.

BORNÉ, GERHARD, Glaube und Heilung – Über Kranke und Geheilte, Behinderte und Befreite. Betrachtungen zu Texten aus dem Neuen Testament, Darmstadt 1992.

BORNÉ, GERHARD, Miteinander aushalten – Tagebuch über einen Konfirmandenunterricht mit behinderten und nichtbehinderten Jugendlichen, Darmstadt 1998.